

48] Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

— Ich fürchte, Bendel, sagte er im Vorbeigehen — jetzt hat's geschnappt mit Reuter! Und lächelnd biß er mit seinen weißen Zähnen die Spitze von einer üppigen, schwarzen, dickbauchigen Havana ab.

Alles im Verlauf dieses Nachmittags nahm eine sonnige Stimmung an. Mr. Fay ging umher wie ein schmunzelnder Briefkoffer, der stillschweigend seine Gemeinde segnet. Friede schien zu herrschen in dem großen Kontor, und die Arbeit glitt still dahin. Kein Zuschlagen von Buchdeckeln und Pultschlössern, kein zorniges Krabben von spitzen Federn. Der Wind kam kühlend von Norden und reinigte die Luft, die Augustsonne schien herein auf die Schiffsmodelle, die mit ihren polierten Planen und geschnitzten Decks auf fröhliche Reisende zu warten schienen. Bei Geschäftsschluss nickten alle einander heiter zu, scherzten mit den Mädchen und gaben sich wie Mitglieder einer großen, glücklichen Familie, deren Kreis sich niemals würde lösen können.

Unter dem Eindruck dieser Sonntagruhe und im Gedanken an das bevorstehende angenehme Mittagessen beging Helge Extravaganzen. Er ließ sich im Luxusfriseursalon des Hotels rasieren, die Haare schneiden und schamponieren, als wäre das die natürlichste Sache von der Welt und er einer der täglichen Kunden. Er genoss die frischen Duschen, die Massage, die Essenzen, und — in dem großen Sessel ausgestreckt — empfand er in einem Halbdämmern ein neues Wohlbehagen, das ihn mit köstlicher Müdigkeit erfüllte. Er hätte einschlafen mögen unter den vibrierenden Fingerspitzen und bei dem sachten, schwebenden Säusen der großen Ventilatoren, das dem leisen Rauschen zwischen kühlen Zweigen glich.

Im Sherman House saßen halbchlummernde, alte Herren in den Lehnstühlen des Vestibüls, und dicker Tabaksrauch schwamm wolkengleich über ihren kahlen Köpfen, während sie von Zeit zu Zeit einen raschelnden Zeitungsdrachen beiseite schoben, um bequemer auszuspuken zu können. Jeder braune Sessel hatte seinen bräunlichen Herrn, und aus dem Mund dieses Herrn — der braun war statt rot — schoß in bestimmten Zwischenräumen ein brauner Strahl Speichel abwärts in einen großen, braunen Spucknapf, der vor jedem Stuhl stand. Alle diese rauchenden, kauenden, spuckenden und zeitungselenden Männer waren Politiker, die scheinbar quer über der Straße in der City Hall angestellt waren, aber ihre Bureaustunden auf diese Weise zubrachten. Mitten in diesem Schwindlerhaufen hob sich Herr Björck ab wie eine Nette in einer Schnupftabakdose. Er flog aus dem ganzen eingeräuchernten Nest, in dem selbst die Zeitungen die Farbe allen Meerschaums annahmen, auf und eilte Helge entgegen.

— Um Gotteswillen, rief er, nur hier heraus! Ich komme mir vor wie eine übel zugerichtete Prieme Tabak; aber ich wagte nicht, die Halle zu verlassen, eh' Sie kamen. Was sind das hier für Tiere?

— Die Väter der Stadt, antwortete Bendel; die berüchtigten, sogenannten Aldermen von Chicago. Die waren es, die vor ungefähr einem Jahr, als der Vorschlag erging, einige zwanzig venezianische Gondeln in die Kanäle von Lincoln Park zu stiften, dafür stimmten, aus Sparsamkeitsrücksichten bloß zwei kommen zu lassen — eine Er- und eine Sie-Gondel, die sich dann vermehren könnten.

Das Restaurant Bismarck lag bloß eine Viertelstunde weiter westlich, in der Randolph Street, und bald sahen die beiden Schweden an einem der großen, massiven, grünen Pfeiler, die den getäfelten Plafond der deutschen Bierstuben trugen. Es war ein fröhliches Mahl, und Herr Björck erklärte, man könne fast glauben, man sei in Berlin. Rund um sie her wurde deutsch gesprochen, und die großen Steingutbeidel, eiskalt, schäumend, waren mit den besten bayerischen Bierforten gefüllt. Der Zahnarzt hatte einen schwedischen Butterbrottsch mit Geneverbranntwein zusammengestellt, und nach kurzer Zeit plauderten sie so gemütlich miteinander, wie alle Schulkameraden. Sie waren es ja auch — von der alten Schule von Desterbalm her; bloß daß Herr Björck die

Lateinklasse besucht hatte. Jedenfalls brachte es sie zusammen und sie tranken Brüderchaft auf ihre nationale Weise.

— Komm' bloß heim aus diesem fürchterlichen Land, sagte Björck und erhob sein Rheinweinglas: Du wirst schon sehen, wie alles anders geworden ist. Und darauf wollen wir anstoßen — Prost!

Und sie begannen von einzelnen Typen der Vaterstadt, der Schule, der Heimat zu sprechen.

Während all diesen „weißt Du noch?“ und „erinnerst Du Dich?“ ging Helge sozusagen zwischen den Zeilen ein ganz neuer Blick, eine neue Uebersicht über seine alte Stadt auf. Manches war überraschend, geradezu unfassbar. Vor allem schien es, als wehe durch das ganze schwedische Geschäftsleben ein völlig neuer Atem, eine — soweit er es zu verstehen vermochte — ziemlich kühne und amerikanische Wiedergeburt. Einige Fachausdrücke, Titel und Benennungen mußte Björck ihm buchstäblich erklären; aber zuletzt glaubte Bendel doch einigermaßen die Bedeutung gewisser Aktienpapiere, Börsenmakler und Kommanditgeschäfte zu begreifen und untereinander verbinden zu können. Unleugbar — es war interessant.

— Es ist viel zu machen zu Hause. Viel, sehr viel! sagte der Zahnarzt.

Bendel war nachdenklich. Ein paar Namen von der Schule her hatten ihn mit Staunen erfüllt. Also verhältnismäßig ganz Junge spielten dabei die Rolle von Finanzmännern? — Jawohl. — Und wie es schien in großem Stil? — Na, und ob, Du!

— Man müßte heimreisen.

Die reichliche Mahlzeit hatte ein Gefühl der Schläppheit mit sich gebracht. Mit demselben Wohlbehagen, mit dem er im Sessel im Rasiersalon hingedämmert hatte, ließ Bendel sich vom charakteristischen Geräusch des Cafés einullen. Zwischen halbgeschlossenen Augenlidern durch sah er in einem feinen, blauen Rauchnebel das reine, gepflegte Profil seines neuen Bekannten. — Er gleicht den Malern der achtziger Jahre, dachte er, so wie sie ausjahren, nachdem sie Pariser geworden waren. Und er sah vor sich Hugo Birgers Vermissage-Freihäut bei Ledoyen, das er einmal in irrandeiner Zeitungschrift abgebildet gesehen hatte und nie vergessen konnte.

Björck blies langsam kleine Rauchpuffe aus seiner Zigarre und zwirbelte geistesabwesend an seinem Spitzbart. Seine Augen blickten zufrieden und voll milder Sattheit ins Leere.

— Wenn ich ihn um zweihundert Dollar hätte — gegen Unterschrift! dachte Helge ganz plötzlich, so plötzlich, daß er unwillkürlich errötete, als hätte sein Gedanke laute Form angenommen und wäre dem anderen vernehmbar gewesen.

Tablets und Gläser klirrten am Büfett. Einen Augenblick lag Helge die Frage auf der Zunge; dann verschluckte er sie. — Niemals! gelobte er sich stumm. Aber wenn er es mir von selbst anböte . . .

Und er malte sich alles aus. Sämtliche Schulden bezahlt, eine neue Ausrüstung, Kleider und die notwendigen Kleinigkeiten, und dann heim, mit einem Freibillett. Mit der neuen Zeitströmung schien ja auch daheim eine neue Ära einporzusteigen, in der er sich vielleicht geltend machen könnte.

Sie standen auf und gingen. Björck wollte gern ein paar der berüchtigten Bars sehen, die Akerblom ihm beschrieben hatte, und sie trieben sich kreuz und quer in allerhand Seitenstraßen der Clark Street herum, rauchend und leise plaudernd. Es war spät, als sie um die starren Steinmauern des wolkenhohen Monadnock bogen und auf den nachtdunklen Custom House Place gelangten, die schmale Unglücksallee zwischen dem Neger- und Chinesen Viertel, wo in unabsehbarer Reihe, Haus an Haus, wie Raubtieraugen Lichter leuchteten hinter roten Gardinen.

— Das ist die Straße, sagte Helge, die der Ellenreiter in Sensationskitsch, Mr. William L. Stead, in allen Einzelheiten in seinem Buch während des Ausstellungsommers beschrieben hat. „Wie Christus nach Chicago kam“. Und nicht zufrieden mit Worten, fügte er einen Plan sämtlicher Stadt-

teile bei, numerierte die Häuser und beschrieb, was sie enthielten, die verschiedenen Nationen, Namen usw. Er erreichte auch seine Absicht. Jeder Reisende kaufte sich ein Exemplar als Führer durch die Stadt.

— Ist es nicht gefährlich hier? fragte Björd und sah sich unsicher um. In der mattröten Beleuchtung auf den Platten der Trottoire huschten schwarze Schatten, die, sobald eine Tür sich hastig auftat, sich in dem grellen Schein in geschminkte und beflitterte Weiber oder schwarze Negerinnen mit Korallenohrgehängen und Glasperlenhalsbändern verwandelten. Aus den Häusern klang Musik und das Stampfen tanzender Füße.

— Hier floriert der weiße Sklavenhandel, jagte Helge. Aber Du brauchst keine Angst zu haben. Ich habe das Börseabzeichen der Kennyonlinie bei mir, und das respektieren sie. Im übrigen hab' ich oft, als ich in der Passagierabteilung war, versuchen müssen, verschwundene Einwanderer hier in diesen Häusern aufzuspüren. Ich kenne die Sache.

— Ich möchte gern etwas ganz Typisches sehen, von dem Sven erzählt hat . . . murmelte der reiche Bierbrauerssohn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ursache der Entwicklung.

Von H. Falkenfelds.

Selten hat ein Gedanke mit solcher Schnelligkeit und Ueberzeugungskraft Besitz ergriffen von der geistigen Welt, wie der, daß der Mensch, daß alle lebendigen Wesen, die Erde, ja das ganze Weltall in ständiger Aenderung, in einer Entwicklung begriffen seien. Die Ueberzeugung, daß es ein Naturgesetz der Entwicklung gebe, ist letzten Endes die treibende Kraft aller gesellschaftlichen und politischen Aenderungen in den letzten drei Menschenaltern und hat für die Menschheit in ihren tausend Qualen und Daseinskämpfen schon bisher gewiß nicht weniger Tröstung gespendet als die anderen großen Menschheitsgedanken der Nächstenliebe oder der Menschenrechte.

Um so merkwürdiger berührt es, zu sehen, daß eine so weltbewegende Idee, trotzdem sie in eine Epoche von dermaßen gesteigerter geistiger Regsamkeit fällt, wie es die letzten hundert Jahre sind, bei weitem nicht die Bergliederung, die Durchdringung mit wissenschaftlichem Denken gefunden hat, wie sie etwa irgend einer ganz untergeordneten Frage der Theologie zu teil wurde. Außer einem ganz engen Kreise von Forschern und Philosophen berührt der Entwicklungsgedanke das geistige Leben des Volkes gar nicht, und auch unter den „Fachmännern“ besteht eine Art Scheu, sich gewissen und zwar gerade den wesentlichsten Fragestellungen, zu denen es herausfordert, zuzuwenden.

Solche Gedanken drängen sich zwingend auf, wenn man beachtet, wie dünnleibig ein soeben erschienenes Werk^{*)}, in dem ein angesehener Naturforscher unserer Tage, Prof. H. Triepel in Breslau, die Frage nach den Ursachen der Entwicklung einer scharfsinnigen Prüfung unterwirft.

Man möchte annehmen, daß über diesen Kernpunkt des Entwicklungsgedankens Tausende von Forschern eifrigt bemüht sind und ihr Wissen und Meinen in abertausend Schriften niedergelegt haben — und man ist erstaunt, aus der fleißigen Zusammenstellung Triepels zu ersehen, daß die letzten vierzig Jahre Forschung hierüber nur 135 Schriften hervorgebracht haben sollen in allen Kulturländern, zu Zeiten, da im Lande der „Dichter und Denker“ allein im Jahre mehr als 30 000 Druckwerke die Presse verlassen.

Solches ist gewiß ein Kulturmesser und wird dem Beurteiler unseres Jahrhunderts mehr sagen über den eigentlichen Kern unserer Kultur, als die noch so didleibigen „Jubiläumsbücher“, die jetzt beliebt sind, um die „deutsche Kultur“ zu Beginn des 20. Jahrhunderts so recht breit und selbstgefällig aufzutischen.

Und was ist der Kern dieser 135 Versuche, der wahren Ursache der Entwicklung nahe zu kommen?

Sie leiten hinein in eine maglos interessante Welt der Tatsachen, gewissermaßen in das Welträtsel selbst und zeigen uns so recht, auf welch verschahrenem Gleise der Dünkel ist, der da glaubt, wir hätten bereits den unumstößlichen, richtigen Begriff von dem Wesen des Lebens, die „Wahrheit“ über die Natur erfaßt, und den Geschlechtern nach uns bleibe nur mehr die Bewunderung vor unserem Scharfsinn und eine armselige Nachlese. . . .

Erfaßt haben wir von der Entwicklung mit Sicherheit eigentlich nur das eine, daß es Aenderungen gibt. Im beschränkten Ausschnitt ihrer Linie muten diese Aenderungen so an, als führten sie von dem Einfacheren zu dem Verwickelten, mit anderen Worten, als sei die Entwicklung der Erde und des Lebens aufsteigend. Da die Natur aber gegenüber der Endlichkeit unseres Urteilsvermögens unendlich erscheint, werden wir nie sagen können, ob die uns zugänglichen Ketten von Entwicklungsstadien der Dinge nicht Teile

*) H. Triepel, Die Ursachen der tierischen Entwicklung. Jena. (G. Fischer) 1913.

eines Kreises sind! Für das Weltall selbst drängt uns manches Erforschbare und unser logisches Bedürfnis, einen Kreislauf aufzunehmen. Jedenfalls können wir über eine aufsteigende oder absteigende Entwicklung des Weltalls gar nichts aussagen.

Relativ am besten belehrt sind wir über die Entwicklung des Lebens. Ramentlich ein Gesetz hat sich immer wieder bestätigt. Nämlich daß die Entwicklung des lebendigen Einzelwesens mit der des ganzen Lebens zusammenfällt. Die persönliche Entwicklung wiederholt die des ganzen Tierkreises, dem das bestrebbende Wesen angehört, ja die des ganzen Lebens überhaupt. Diese große Entwicklungskurve aber mutet wie eine Entfaltung von Eigenschaften an, die im Keim schon im ersten und einfachsten Lebewesen drin waren. So behauptet die eine Schule von Naturforschern, nach der also alle lebendigen Wesen nur dem Grade nach entwickelt und verschieden sind. Ihnen steht eine andere Ansicht der Dinge gegenüber, nach der sich bei den höheren, d. h. entwickelteren Lebewesen, also z. B. bei dem Menschen, Eigenschaften finden, die auf seinen Vorstufen überhaupt nicht, also auch im Keime nicht vorhanden sind. Die wichtigste dieser Eigenschaften ist das geistige Leben, das den Anhängern dieser Theorie als etwas sonst in der ganzen Natur nicht Vorhandenes, nur dem Menschen Verliehenes erscheint.

Beide Meinungen, von denen die erst dargestellte die neuere ist und daher erst wenig Anhänger zählt, während die letztere auf den Schultern der mittelalterlichen Weltanschauung steht, historisch geworden ist und wohl auch deshalb noch die Majorität der Naturforscher auf ihrer Seite hat, lassen aber die Frage, wie die Heranbildung neuer Eigenschaften (was man also Entwicklung nennt) vor sich ging, noch ungeklärt.

An diesem Punkt setzen wieder andere Meinungen ein, die zum Teil aus Versuchen abgeleitet sind. Wieder stehen sich auch da zwei Lehren schroff gegenüber, die sich um die Namen Darwin und Lamarck gruppieren.

Die Darwinisten lassen die Ursache der Eigenschaftsänderungen völlig offen. Sie sagen: wir sehen täglich, daß die Kinder andere, neue Eigenschaften aufweisen, die den Eltern fehlten. Wir nehmen das als gegebene Tatsache und haben nun durch unsere Forschungen gezeigt, daß sich die neu aufgetretenen Eigenschaften durch die Vererbung bei den Kindeskindern dann erhalten, wenn sie für das Dasein irgend einen Nutzen mit sich bringen.

Die Darwinisten im strengen Sinn scheiden also bei der Untersuchung die Ursache der Entwicklung überhaupt aus; sie tun da nicht mit. Die modernen Darwinisten aber, die sich Mechanisten, auch Entwicklungsmechaniker nennen, fühlen diese Lücke und setzen an ihre Stelle folgenden Gedankengang. Die Eigenschaftsänderung vollzieht sich im lebendigen Körper so wie in den toten. Das Unterscheidende ist nur, daß der lebendige Körper tätig ist. Er übt Funktionen aus und bildet durch sie, weil eben tätige Teile in ihm besser ernährt werden, seine funktionellen Anpassungen aus. Tätige Teile werden stärker, tüchtiger, unübtige verkümmern. So vollzieht sich eine Umprägung der Eigenschaften.

Dieser neue Gedankengang ist aber eigentlich von den Lamarckisten entlehnt. Denn diese haben zuerst die Lehre aufgestellt: die Ursache der Entwicklung ist die Arbeit!

Arbeit aber hat ihre Ursache im Seelischen, nämlich in den Trieben. Daher müsse man überall das Vorhandensein von Trieben annehmen, wo man Arbeit, wo man Entwicklung sieht.

Der arbeitende Körperteil „entwickelt“ sich, die Übung macht vollkommener; der Gebrauch der Eigenschaften steigert sie und durch die Vererbung kommen Nachkommen mit bereits gesteigerten Eigenschaften zur Welt.

Das eigentlich Entwickelnde in der Welt ist also nach dieser Ansicht das Seelische, das in sie gelegt ist und das nach der Ueberzeugung der Lamarckisten im Keim schon in den Tieren bis hinunter zu den einfachsten, auch in den Pflanzen, ja in einer uns noch ganz unfassbaren einfachen Form in der Weltmaterie überhaupt vorhanden sein muß, weil wir allüberall Entwicklungen, d. h. Eigenschaftsänderungen antreffen.

Es bahnt sich hier also aus der Naturforschung und ihrer denkenden Vertiefung eine Philosophie der Arbeit an, die, wenn sie erst einmal das Denken allgemeiner erfaßt hat, dann natürlich zu ethischen Wertungen führen muß. Höchst vielsagender Weise bedenken sich diese nun mit den in der sozialen Bewegung zum Durchbruch gekommenen natürlichen Empfindungen des arbeitenden Volkes, weil sie allein Arbeit als „gut“, als fördernd und entwickelnd, als das Pfand der Zukunft erkennen lassen, während der „Nicht-Arbeitende“ für sie der Schädling, der Entartende, und daher auch sicher der dem historischen Untergang Verfallene ist.

Der Wolfgebirgslappe.

Von John Falkberget.

Isak — der Wolfgebirgslappe — war in alter Zeit geboren. Er entsann sich des Schwedenkriegs, als die Lappen in den Grenzstrichen nicht mehr sicher waren und westwärts zu den Wolfgebirgslappen flüchteten. Und er war ein alter Graukopf in den Schwarzjahren. Viele Jahre danach kam der Wolfsheerbit. Und nun war das über ein Mannesalter her. Er war bestimmt lange über hundert . . .

Der alte Lappe sah wie ein Eisklumpen vorn am Herd. Ueber das Raubdach setzte das Schneegestöber in reichendem weißen Foh. Das rasselte und donnerte wie Kieselgeprassel zwischen den Hügeln In schwerem stöhnenden Gang kam es über die großen Plachen vorwärts. Dann und wann klatete es ab, so daß des Sturms eintöniger Gang in dem gefrorenen Heidekraut über dem ewigen einbüschenden Summen zu hören war. Und wieder kam es. Kam ins Unendliche

Der alte Wolfgebirgslappe sah und rudelte mit dem Körper zu diesen wilden Tönen. Es war, als ob er draußen stand auf Schneeschuh über Schneewehen und Eisglätten . . . Oh heil . . . Oh hoch . . .

Es dachte ihm, den mordshungrigen Graubein irgendwo weit tief drinnen im Schneerauch heulen zu hören. Hunde belferten. Und Menschen schnalzten. Hui Nun rang jemand mit den verdammten Bestiern. Zieh ihm eins übers Rückgratweiche zum schwarzen Satan!

Hui

Ja! sah und hauste rein jündig.

Drüben an der einen Wand kam ein braunes Lappenmädchengesicht zwischen Rentierfellen vor. Sie hob sich auf den Ellbogen empor und schüttelte Feinschnee aus ihrem Haar.

„Wo-rum huißt Du, Großvater?“ fragte sie.

Der Alte blinzte vom Herd auf. Er war ganz blutrot in den fauren halbblinden Augen.

„Heil!“

„Wo-rum haßt Du gehüit, Großvater?“

„Oh — ich druffelte wohl bloß 'n bißchen ein . . .“

Das Mädchen legte sich wieder hin und schlief. Sie hatte heut Ken auf dem Gebirge gehüit und war stochsteifmüde. Und Ja!-Lapp nichte wieder murrend mit dem Kopf in den Kitteltragen hinein

Er war wieder weit draußen auf der Blache, da, wo Menschen und wilde Tiere rangen

's war 'ne große Walfsherde. Häßliche, zerstruppste Ruffenwölfe. Die Schneeschuhhabe zischten in der Luft und fielen schmettern gegen harte Walfszähne. Und es leizte von gierigen zappenden Wälern rings umher im Schneegestöber. Das Huien und Heulen scholl dumpf Die Lappen schlugen rasend um sich. Zum Satan!

Da barst Ja!s langer Birkenstab glatt durch gegen eine Walfszahnmauer. Er stieß blißschnell den splitttrigen Stumpfen, den er zurückgehalten hatte, recht hinein in den Bauch des Untiers.

So zur Hölle!

Nun könnte das da liegen und sich in Pein räkeln, bis es von selbst krepierete.

War ihm recht so! Jäh

War nicht ein zweites Tier hier und jappste ihm in die Waden. Er riß sein Messer aus der Scheide und schach es ihm in die Brust, daß das Blut ihm waem die Handgelenke umspülte.

Schlag's nach'm Rücken, Nils-Olai! Du bist 'n Scheißkerl . . .

Rein, nun glaub ich ist der Teufel in den Wolf gefahren!

Er haut nach allen Seiten mit dem Griffmesser.

Schwarze Sünde!

Und er rast bis zum Schritt im Schnee nach einen langhaarigen Ruffenwolf

Der Schweiß dampfte von Ja!s schwarzerzauntem Haar, wie er da beim Herd sah und von seinem Kampf mit Graubein träumte.

Jäh! Jjäh!

Eine labbrige weiche Zunge leckte ihn am Hals.

Er suchte mit den Armen und schlug eine Faust in den Herd hinein, daß die Asche stob. Da wachte er auf und rieb sich schnurkend über die Nase. Schlimm, wie Müdigkeit mit dem Altern mittam. Er war sicher sehr alt nun

Das Feuer war am Erlöschen Die ipedige Bergbirle brannte schlecht, wenn sie nicht richtig aufgestellt war. Das war jetzt eigentlich sein Geschäft in den lehtern Wintern, hier zu sitzen und den Herd zu bestellen. Die jünger waren, hatten ihr Teil im Gebirge auszurichten. Der Wolf war in diesem Jahr immerzu da. In diesem ständigen Unwetter scheute er weder Menschen noch Köler.

Das Mädchen drüben zwischen den Rentierhäutenkehrte sich gegen die Wand und schnarchte. Es war so gut im Sturmhaus zu schlafen So gut so gut sie träumte, daß sie auf dem Jahrmartstanz war. Und sie tanzte mit dem Hütungen Nils-Olai. Die Fiedel sang

Ein grauer Lappenhund schmiegte sich zur Kauentür herein und schüttelte sich so, daß es bis zum Herd hinüberstob. Er schnoberte tappschend herum nach Fraß. Fand einen Knochen und schmakte ihn in sich hinein. Aroch dann murrend zum Lappalten hin und suchte sich.

„Essieh — essieh — bist Du's!“ Der Lappalte lätschelte mit krummen Fingern über seinen Pelz.

„Du bist zum Deibel 'n guter Hund, Garradchen!“

Ja! erhob sich. Er humpelte zum Holzhaufen hinüber und grapschte sich etwas Scharffienrauche und legte es in die Feuerglut. Es rauchte pechschwarz

Da zog das Mädchen das Knefell enger um den Kopf. Groß-

vater war nicht ganz richtig mit seinem vielen Rauchenholzbrennen. Aber der Lappalte sah im Rauch und murrelte im Halbschlaf.

Er war da bloß 'n dummer Junge Diente für Essen und Zellmittel mit zwei Rentieren dazu im Jahr beim alten Lappen. Kleiner Lohn war das Reichte nicht weit für den, der mit der Zeit selbst was ereignen wollte. Und als armjeliger Lappelapp wollte er doch nicht all seine Tage leben Aber der alte Lappe war feine reich. Er besah nicht bloß die unbändige Menge Rentiere rings herum im Gebirge. Man sagte, daß er auch einen Schopper mit Silber in Felsen versteckt hatte. Und das wußte er: war der alte Lappe erst aus der Welt, so sollte er bald der Er-waltige im Wolfgebirge werden. Keinem andern erwies Malla, die Hausmutter, solche Güte wie ihm. Aber der Alte war garstig häßlich wie die Erbsünde selbst

Da war 's im Winter vor Weihnachten mit all dem Unwetter, als die sündigen Gedanken wie Unkraut in seiner Seele wuchsen; dem alten Lappen mußte man ein Ding drehen. Satans ränkevolle List war das, und er wußte es wohl und bekreuzte sich voller Entsetzen. Schritt gehörig mit des Geistes Schwert, wie es sich für einen Christen ziemt, wenn sich der Anfechtung Finsternis einem dicht um die Seele lagert. Aber da eines Nachts bei lindem Wetter. O diese Nacht Da bekam der Böse Nacht über ihn Er und der alte Lappe lagen vom Wetter festgehalten in einer Schneefirn nördlich in der Staarhammerklippe. Sie waren grade unter der Eulenbergwand, da wo die Schneerutsche am gefährlichsten ist.

Der alte Lappe war ganz wirr diese Nacht.

„Wir sind doch nicht unter der Eulenkuppe!“ rief er.

„Nein, wir sind hinter der Walfhöhe, Alter!“ antwortete Ja!.

Er dachte auch mit dieser Antwort nicht etwas besonders Böses.

Gott verzeihe ihm die Worte

Gegen Morgendämmerung schlug das Wetter um, und der Wind blies süblich von den Höhen.

„Wir sind doch nicht in der Eulenkuppe?“ fragte der alte Lappe wieder.

Er hatte wohl eine jählimme Ahnung

„Nein, wir sind hinter der Walfhöhe, Alter!“

Ja! war gerade dabei, sich fortzuschleichen. Es war, als ob er diesen Morgen im Graulich nicht über sich selbst gebot.

Er war noch nicht ordentlich fortgekommen, als der Rutsch ging. Er hörte einen gellenden Schrei. Und sah ein Paar Schneeschuhstumpfen herausspieden und im Schneegestöber verschwinden. Aus dem Berghammer kam ein eisalter Frosthauch Da riß er seinen Hut ab und rief in seiner Bedrängnis zu Gott um gnädige Vergebung für seine schwarze Missetat.

Der Hund stieß ein langes Geheul aus, so daß das Mädchen jäh aus dem Schlafe aufschoch. Es war stockfinster in der Kauer. Und sie schimpfte auf den Hund.

„Großvater!“ rief sie.

Nichts antwortete. Nur das Unwetter kam rasselnd, und es sang einlöng in dem gefrorenen Heidekraut draußen vor den Torfwänden.

„Großvater, Dul!“

Sie bekam ein Todesjähred und fuhr auf.

In des Herren Namen, hier war was nicht in Ordnung. Sie tappte in Eile um sich, kriegte einen beschneiten Zellmittel zu fassen und ließ ihn wieder los. Drang dann ins Unwetter hinaus, auf den Haden von dem murrenden Lappenhund gefolgt. Das Schneegestöber setzte reichend im Dunkeln.

„Der Großvater ist toll!“ weinte sie. Sie hatte ihn so sehr lieb

Aber keiner antwortete

Weit fort heulte ein anderer Hund. Es knisterte von den Hufen eines einsamen Rentiers, das loshekte. Und ein bleicher Stern blinkte hoch über ihr in der Winternacht

Kleines feuilletton.

Weihnachtsmarkt.

Veischäftigungsbücher für Kinder. Wer das Spiel der Kinder beobachtet, weiß, wie sehr der kindliche Sinn die Grenzen seines Spielzeugs sprengt und erweitert. Rege dichtet die Phantasie des Kindes die Formen des Spielzeugs um. Aus einem Klüßchen schafft sie sich in der Vorstellung eine Welt von Leben. Das muß man sich gegenwärtig halten, wenn man den Wert des fertig gekauften Spielzeugs bestimmen will. Es wird dem Kinde mehr, als seine Form dem Erwachsenen sagt. Dies Mehr aber verrät, daß das Kind die Gabe und den Trieb hat, sich schöpferisch zu betätigen, und diese Fähigkeit müssen wir pflügen. Gerade hier zeigt sich das Wesen des Spiels als Arbeit, die zur Selbstständigkeit erzieht, und auf diesem Gebiete wird heute eifrig gewirkt. Die letzten Jahre haben eine ganze Reihe von Schriften auf den Markt gebracht, aus denen die Erwachsenen lernen können, wieviel sie der Spielkunst der Kinder in dieser Richtung geben können, und weil fertige Spielzeuge, die das Kind laden, oft viel Geld kosten, liegt es für den Arbeiter nahe, jenen Rat schlägen und Anleitungen besonders aufmerksam zuzuhören.

In neuen Auflagen erschienen vor kurzem in Bili Dröschers „kleinen Beschäftigungsbüchern für Kinderstube und Kindergarten“, die bei Teubner in Leipzig verlegt sind, die Bände von Klara Zinn: **Kinderspiel und Spielzeug** (1 M.) und von Hildegard Gierle und Alice Davidsohn: **Allerlei Papierarbeiten**. (1,20 M.) In diesen reichhaltigen Büchlein betätigt sich erzieherischer Sinn sehr liebevoll und praktisch. Er geht von dem Grundsatz aus, dem kindlichen Spieltriebe Freiheit zu lassen, mutet ihm nichts Unmögliches zu und knüpft an ein Spielmaterial an, das sich in jedem Haushalt findet und oft als unnützer Abfall beiseite gesetzt wird: Papierschnitzel, Pappstücken, Streichholzschächeln, Patetnebel, Holzlöcher, Federn, Korbstöpsel und dergleichen mehr. Von einfachsten Fingerspielen bis zum Kartoffeltheaterpiel breitet eine Fülle von Anregungen sich aus, die in dem beförderlichen Blicklein über Papierarbeiten zu erstaunlicher Vielseitigkeit anwächst. Papier läßt sich falten und schneiden, und veranlaßt die Hände und Finger zu unendlich vielen schulehenden Bewegungen, in denen sich geistiges Regieren in bingliche Tat umsetzen will.

Was die zumeist ängstlich den Kleinen vorenthaltene Schere für das Kind bedeuten kann, schildert neuerdings Ernst Weber in einem wiederum im Teubnerschen Verlage erschienenen Mappenbuche, das bezeichnend **„Lebendiges Papier“** genannt ist (2,50 M.). Für Weber ist die Schere ein ungemein wichtiges Mittel, die Eigenständigkeit des Kindes anzuregen. Er erzählt aus eigenen Erinnerungen, wie gut sie sich der Lust am Erfinden helfend gestellt. Vorgezeichnetes ausschneiden ist nur ein Anfang, das Beste zeigt sich erst, wenn die Schere sich darannacht, ohne vorgezeichnete Bilder Bildhaftes auszuschneiden. Die flächige Papierfigur ist das erste Ziel, aber darüber hinaus liegt das große Reich der Figuren, die durch Knicken und Biegen zu einer Art plastischen Gebilden werden: zu Menschen, Tieren, Pflanzen, Gegenständen, die aufgerichtet frei stehen können. In seinem ermunternd geschriebenen Texte, den 24 große Vorbildtafeln begleiten, erörtert Weber an einer Menge von Beispielen, was alles hier geleistet werden kann. Ohne Zweifel, der Gewinn kann für das Kind groß sein. Ueberlegen und Wollen werden zugleich geübt, und was sie schaffen, ist kein totes Spielzeug. Kindliches Erleben steckt darin.

Dem Vereichern dieser Spielbeschäftigung aus anderen Fertigkeiten, die das Kind erlangt, sind Möglichkeiten genug gelassen. Zum Beispiel das Bemalen der geschnittenen Sachen, wenn erst das Kind mit Farben umzugehen weis. Den ersten Schritt leiten die Malbücher an. Die einfachen, wohlfeilen Postkartenmalbücher „**Frohe Feste**“ und „**Wir malen**“, die der Verlag Schreiber in Ehlingen in diesem Jahre vorlegt, sind gut. Sie üben elementar in der Verwendung ungemischter Grundfarben, halten sich an kindlich-beitere Motive und sorgen dafür, daß die Augen des Kindes nicht nur in der Beobachtung der Farben, sondern auch in der Bewegung geübt werden: bald liegt das Vorbild rechts, bald links neben dem Ausfüllbilde und bald liegt es über ihm. Auf diese Weise wird einer einseitigen Sehgewohnung vorgebeugt, die nichts als Gebundenheit und Unfreiheit ist. Den Postkartenmalbüchern von H. Feiertag, die der Nürnberger Verlag von Strofer vorlegt (je 1 M.), gehen diese Vorzüge leider ab. Sie werden das Kind nicht befriedigen, weil sie seinem Anschauen und seinem Pinsel zu viel zumuten und erschweren die Malbeschäftigung durch die für die Druckherstellung der Bücher allerdings bequeme, für das Kind aber störende Art der Verteilung von Muster und Malblatt.

Auf Farbensinn und plastisches Anschauen wollen die Bauhefte einwirken, die der Dresdener Lehrer Th. Göhl im Verlage Schreiber-Ehlingen herausgibt. Sie reichen dem Kinde zum Ausschneiden, Zusammenkleben und Aufstellen mit gutverständlicher Anleitung eine Anzahl heimatisch zusammengehöriger Häuser und erfüllen so schon der Menge nach ihren Zweck besser als die altbekanntesten Modellierbögen. Bruno Schmidt hat diesmal ein „**Norddeutsches Städtchen**“ gezeichnet; er gibt zwölf Häuser, einen Marktrunnen und mehrere Laubbäume in prächtiger Ausführung (1 M.), und wer sie nun einzeln aufklebt, hat die Möglichkeit, vielerlei erfreulich wirkende Bilder zu stellen. Diese Schreiberschen Bauhefte haben also das, was ein gutes Spielzeug kennzeichnet: das Kind stellt selber her, und was es geschaffen hat, läßt sich, der Phantasie freien Raum gönnend, im Spiele verwenden, ohne durch Eintönigkeit zu ermüden. Außerdem aber lernt das Kind ein Stück Umwelt näher kennen, auch in seiner Schönheit. frd.

*** Vor allem: die Subordination!** Es gibt in Deutschland einen ganz merkwürdigen Literaturzweig, den man Seefabeln- oder auch Fährnichts-Literatur zu nennen geneigt ist. Diese Tausende von Büchern sind nun durchaus nicht für Kadetten oder Fährnichts geschrieben, sondern sie handeln von solchen. Und sie sind mit einer so eigenartigen Technik hergestellt, mit einer so in jeder Beziehung gräßlichen Tendenz aufgemacht, daß es sich lohnt, sie näher zu betrachten.

Sie heißen alle „**Seiner Majestät Kadett**“ oder „**Friß**, der Chinesenfährnichts“ oder „**S. M. S. Möwe**“ oder dergleichen, und sie sind ganz anständig gedruckt und mit vielen Bildern und Photographien aus dem Seemannsleben verziert. Aber ist das ein merkwürdiger Ton in diesen Büchern! Sie arbeiten alle mit Kraft-

worten: Mutig unterdrückt der junge Kadett Heimweh und Schluchzen, wenn er das feste Land verläßt, und markiert den Mann. Alle markieren alles: der Vorgesetzte Strenge (denn in Wirklichkeit ist er ein herzenguter Mann), die Kadetten unbedingte Ergebenheit (und in Wirklichkeit schimpfen sie wie die Mohlpapen). Die ganze Geschichte steht allemal unter der sieghaften Idee, daß der Wille des Vorgesetzten Himmel, Hölle und alle überirdischen Reiche bedeute. Auf ihn kommt es an, um ihn dreht sich alles, der militärstrenge Bürger begreift: wach ein Unglück, wenn der Feldmarschall nicht nach Vorschrift IIb gekappt ist. Himmel, Herrgott, Donnerwetter noch einmal! Da soll doch... Die Kadetten duden sich, der „Alte“ flucht, und der Leser im Lehnsstuhl schmunzelt behaglich über unsere friische Jugend und weil ers nicht mitzumachen braucht. Was sich allda sonst noch ereignet, ist Schema F, und wenn es hoch kommt, eine andere Schablone. Heldentaten deutscher Jünglinge im Ausland, frischer Mannesmut, überhaupt Heldi und vor allem: die Subordination. Und wenn man diesen deutschen Idealen eine Nadel in den Hintern piekt, gemudt wird nicht! Achtung! Stillgestanden! Präpariert das...

Durch dieses Zeug, das massenhaft verschleißt wird, werden unzählige junge Menschen, die von der Welt nichts wissen als das, was sie sich aus den Büchern zusammenlesen, total verschroben. Sie glauben am Ende wirklich, diese falsch angebrachte Schneidigkeit an Wehrlosen, dieses Sichbuden seinem Leutnant gegenüber — das sei etwas Rechtes. Sie halten vielleicht für Gradlinigkeit, was Borniertheit ist: diese Fährnichts, diese Kadetten, diese ganze Gesellschaft mag auf der Welt hinkommen, wohin sie will, — sie lernen nichts dazu, werden immer beschränkte junge Leute mit einigermaßen gutem Benehmen bleiben und sich einbilden, sie seien zur Herrlichkeit und die anderen nur zur Staffage geboren. „Und da trat Werner von Lüdinghausen dem schwarzen Schuft ins Gesicht, daß er...“ Was seinen Leutnant anging, so bemühte er sich bei diesem mehr um das zweite Gesicht und ließ sich gern einen krummen Hund schimpfen, weil man nur auf diesem Wege reich werden kann, späterhin auch andere so zu benennen.

Netzt zu Weihnachten scheint das wieder aktuell. Sie werden es sich gegenseitig unter den Weihnachtsbaum paden und mit glühenden Köpfen wird es eine Knabenschar verschlingen, die einmal berufen ist, durch ihre Anschauungen und ihr Verhalten die Deutschen im Ausland um ihr biischen Reputation zu bringen. tu

Lufftfahrt.

Senkrechte Lufftstöße. Schon ehe die Lufftschiffahrt durch den Aufschwung der Zeppeline und der Aviatik ihre heutige Bedeutung erreicht hatte, waren die Meteorologen von der großen Wichtigkeit der Aufklärung über senkrechte Strömungen in der Lufft überzeugt. Erst jetzt aber ist der Anfang zu ihrer möglichst schnellsten und vollständigen Erforschung ganz gewürdigt worden, insbesondere nachdem das große Marinelufftschiff durch einen senkrechten Lufftstoß vernichtet wurde. Die Messung vertikaler Lufftströme ist schwieriger als irgendeine andere im Lufftmeer. Dr. Peppier hat in der „**Deutschen Lufftfahrerzeitschrift**“ alles zusammengefaßt, was bisher in dieser Richtung geleistet worden ist, und zwar nach eigenen Erfahrungen am äronautischen Observatorium in Rindenberg bei Berlin. Er hat daraus ein bestimmtes Gesetz abgeleitet. Dies lautet dahin, daß die Lufft in senkrechtem Sinne immer von Schichten mit geringer horizontaler Geschwindigkeit nach den Schichten mit größerer Geschwindigkeit fließt. Ein starker Wind in größerer Höhe wird deshalb immer dazu führen, die Lufftmassen sowohl von unten wie von oben an sich zu reißen, so daß unter ihm ein aufsteigender, über ihm ein absteigender Lufftstrom eintritt. Je stärker der Wind ist, desto stärker werden auch die senkrechten Strömungen sein. Die Feststellung dieses Gesetzes ist naturgemäß für Lufftschiffer von großem Wert, denn sie werden danach ziemlich genau beurteilen können, in wieviel sie auf senkrechte Lufftstöße von oben oder von unten zu rechnen haben, wenn die Windverhältnisse in den einzelnen Schichten bis zu der im allgemeinen von Fliegern eingehaltenen Höhengrenze zuvor ermittelt worden sind, was durch Flugdrachen oder andere Mittel leicht geschehen kann und an manchen Stellen auch täglich geschieht.

Eine weitere Folge dieses Gesetzes ist, daß bei erheblicher Feuchtigkeit der nach oben steigenden Lufftschicht eine Wollenbildung erfolgt. Diese bisher wenig beachtete Entfaltungsmöglichkeit von Wollenschichten ist in der freien Atmosphäre vielleicht ziemlich häufig. Ferner können durch das Zusammentreffen aufwärts und abwärts gerichteter Lufftströmungen starke Sprünge und auch Umkehrungen der Temperatur veranlaßt werden. Diese Bewegungen sind aber nicht zu verwechseln mit eigentlichen Stößen oder Fallwinden, die plötzlich auftreten und eine Dauer von weniger als einer Minute besitzen. Diese werden naturgemäß weit weniger leicht vorauszusagen sein, und dadurch bleibt die durch sie bedingte Gefahr, die schon mehrfach zu Katastrophen geführt hat, leider noch bestehen.

Die meteorologischen Feststellungen bestätigen die von allen erfahrenen Fliegern gemachte Beobachtung, daß der Flug in größerer Höhe weniger gefahrlos ist als in der Nähe der Erdoberfläche, da deren Gestaltung durch verschiedene Erwärmung und dergleichen eine erhöhte Launenhaftigkeit der Lufftbewegungen bedingt.